

DER EWIGE MÄRZ

Erinnerungen an
eine Kindheit im Krieg



CHEMNITZ
STADT DER
MODERNE

Liebe Leserinnen und Leser,



der Chemnitzer Friedenstag am 5. März erinnert seit vielen Jahren daran, wie der Zweite Weltkrieg in das Land zurückkam, von dem er ausging. Viele Initiativen und Privatpersonen beteiligen sich an der Ausgestaltung, sodass er jedes Jahr wieder zu einem gemeinsamen Tag für Demokratie, Freiheit und Miteinander wird. Für dieses großartige Engagement hat die Arbeitsgruppe Chemnitzer Friedenstag den Ehrenpreis der Stadt Chemnitz erhalten.

Es sind nicht mehr viele Zeitzeugen unter uns, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben und von ihren Erfahrungen erzählen können. Diejenigen, die heute noch direkt davon berichten können, waren damals Kinder. Sie haben große Ängste erlebt, viel ertragen und entbehren müssen – schon in jungen Jahren. Ihre Kindheitserinnerungen sind für uns manchmal schwer zu verkraften. Fast hundert Briefe haben uns im vergangenen Jahr erreicht, die von großen Schicksalsschlägen und Kriegserfahrungen erzählen. Ein großer Fundus und gleichzeitig eine große Aufgabe.

Wir wollen als Kulturhauptstadt Europas 2025 viele verschiedene Formen entwickeln, um unsere Geschichte, die eine europäische Geschichte ist, für alle zugänglich zu machen und stärker zu reflektieren. Filme, Bücher und Broschüren, Ausstellungen und Veranstaltungen und eine neu geschaffene Internetseite mit vielen Berichten, Fotos und Audio- und Videodateien – sie ermöglichen einen Blick in die Geschichte und laden ein, die Vergangenheit und ihre Bezüge zur Gegenwart besser zu verstehen.

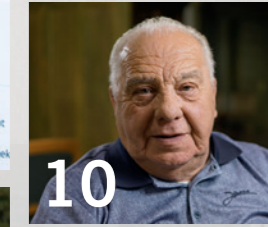
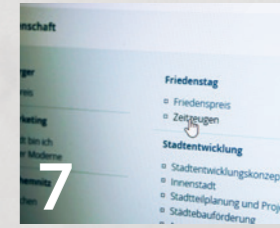
In diesem Heft finden Sie unter anderem Interviewausschnitte der vier Protagonisten des Filmes „Der ewige März – Erinnerungen an eine Kindheit im Krieg“. Gerade das, was unvorstellbar scheint, berührt die Zuschauer zutiefst und verdeutlicht den Drill der Jugendorganisationen im Nationalsozialismus, das Unmenschliche des Krieges und die damit verbundenen persönlichen Schicksale. Weitere Zeitzeugen erzählen aus ihren Kindheitstagen und berichten, wie sie den 5. März 1945 in Chemnitz erlebt haben.

Es lohnt sich, diesen Berichten zuzuhören. Diese Geschichten gehen uns alle an und dürfen nicht vergessen werden. Sie geben uns nachfolgenden Generationen einen Auftrag.

Ihr

Sven Schulze

Sven Schulze



4 Wie Chemnitz früher war

5 Der 5. März – der Chemnitzer Friedenstag

6 Zeitzeugen kommen zu Wort

7 Erinnerungen zum Anklicken

8 Es war die Hölle!
Helga Lehnert

10 Die Menschen haben das Weinen verlernt
Roland Schulze

12 Alleine im Keller
Käthe Lippmann

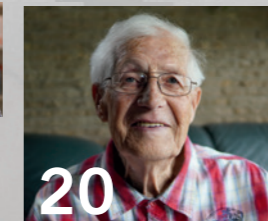
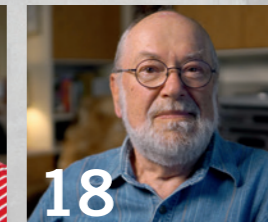
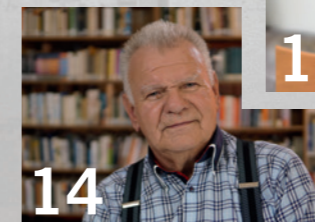
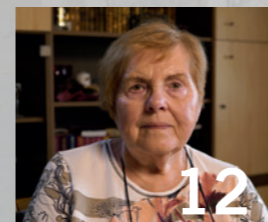
14 Schon hörten wir die Bomber kommen
Wolfgang Eckart

16 Ein Teddy im Bombenalarm
Barbara Wähner

18 Die Angst als ständiger Begleiter
Christian Richter

20 Erinnerungen von
Gottfried Remtisch und Wolfram Hoschke

21 Im Rabensteiner Wald
Albrecht Günther



Nach einem Aufruf Anfang des Jahres 2020 haben sich fast hundert Zeitzeugen beim Bürgermeisteramt der Stadt Chemnitz gemeldet und ihre Kindheits-erinnerungen während der Kriegszeit aufgeschrieben. Einige Auszüge – oftmals in gekürzter Fassung:

Traudl Dahlstroem

Am Freitag, den 2. März 1945, gab es gegen zehn Uhr Voralarm. Die Schule war aus, wir rannten nach Hause. Meine Eltern und ich, 12 Jahre alt, wohnten in Siegmars mitten in der Verbindungslinie zweier kriegswichtiger Industriebetriebe: den Wanderer Werken und den Diamantwerken. Wie wir heute wissen, wurden dort Panzermotoren bzw. Handfeuerwaffen produziert. Der Bahnhof Siegmars, ebenfalls ein strategisches Ziel, befindet sich in 300 m Entfernung. Meine Eltern mussten eine Vorahnung gehabt haben, dass es eine Katastrophe geben könnte. Meine Mutti und ich brachten an diesem Tag einige der uns wichtigen Dinge vorsorglich in den Keller. Kaum im Keller angekommen, schlug eine Bombe mit unbeschreiblichem Lärm in unser Haus ein. Es gab eine Explosion – eine Sprengbombe. Der Schutt verschloss Türen und Fenster. Wir waren gefangen, tiefe Dunkelheit, der Staub drang in Augen, Nase und Mund. Atmen war fast unmöglich. Das Wasser im Eimer konnte man nicht trinken; es war matschige Brühe geworden. Meine Mutter war kurz ohnmächtig. ...

Wie Chemnitz früher war

Um das Jahr 1900 wuchs die Stadt Chemnitz vor allem aufgrund der zunehmenden Industrialisierung auf rund 200.000 Einwohner an. Im Werkzeugmaschinenbau war Chemnitz Vorreiter, aber auch in der Textilindustrie, bei Chemieprodukten und im Automobilbau. Die Stadt veränderte sich mit repräsentativen Bauten wie dem König-Albert-Museum, dem Neuen Stadttheater (ab 1925 Opernhaus) und dem Neuen Rathaus. Fest steht: Chemnitz war eine der reichsten Städte des Deutschen Reichs.



Das Zentrum der Großstadt Chemnitz, Luftschifffoto von 1910

Mit dem Ersten Weltkrieg, bei dem 8.000 Chemnitzer ihr Leben verloren, stagnierte die wirtschaftliche Entwicklung zunächst. Doch sie fand in den Folgejahren wieder zu ihrer alten Stärke zurück. Die Einwohnerzahlen stiegen weiter. Neue Industriebetriebe entstanden. Die Städtischen Kunstsammlungen wurden aus dem Verein „Kunsthütte“ heraus gegründet. Die Weltwirtschaftskrise 1929 führte dennoch dazu, dass Betriebe schließen mussten und viele Menschen ihre Arbeitsplätze verloren. In dieser Zeit entstanden wegweisende moderne Bauten, etwa der Chemnitzer Hof, das Kaufhaus Schocken und die Sparkasse am Falkeplatz. 1930 erreichte Chemnitz mit mehr als 360.000 Einwohnern seine bislang größte Einwohnerzahl.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderte sich das gesellschaftliche Klima in Chemnitz. Die bis dahin stark verwurzelte jüdische Kultur, die vormals maßgeblich zur Entwicklung der Stadt beitrug, wurde geächtet und zerstört. Die Synagoge am Stephanplatz brannte in der Nacht zum 9. November 1938 zur Reichspogromnacht nieder. Juden wurden enteignet, deportiert und umgebracht. Der Zweite Weltkrieg ist für Chemnitz eine tiefe Zäsur. Die Luftangriffe am 5. März 1945 zerstörten 95 Prozent der Innenstadt. Nach diesem Krieg sollte nichts mehr so ein, wie es vorher war.



Bild links:
Die Chemnitzer Synagoge, das Herz des jüdischen Glaubens in Chemnitz, wurde in der Pogromnacht am 9. November 1938 zerstört.

Bild rechts:
Die Industrie gab in Chemnitz den Takt vor. Innenaufnahmen des Wanderer-Werks, Aufnahmen aus einem Werbeheft „Das ist Wanderer“ von 1935



Am 31. August 2020 erhielt die AG Friedenstag den Ehrenpreis der Stadt Chemnitz. V.l.n.r.: Heike Steege, Etelka Kobuß, Jürgen Tautz, Hartwig Albiro, Stephan Brenner, Christoph Magirius, Sabine Kühnrich, Nancy Gibson

Der 5. März – der Chemnitzer Friedenstag

Alljährlich wird am 5. März an die Opfer der Bombardierung der Stadt im Jahr 1945 erinnert. Seit 2002 ist der Jahrestag der Bombardierung der Stadt der Friedenstag, der an die Opfer erinnert und gleichzeitig ein Zeichen setzt für Frieden und Toleranz – gegen das Vergessen, vor allem aber gegen Instrumentalisierung.

Der 5. März beginnt in Chemnitz mit der traditionellen Gedenkveranstaltung auf dem städtischen Friedhof. Am Mahnmahl für die Opfer der Bombardierung der Stadt Chemnitz legen Vertreter der Stadt, der Stadtratsfraktionen und der Bürgerschaft Kränze nieder. Schülerinnen und Schüler beteiligen sich mit Wortbeiträgen.

Es wird oftmals am Vorabend des Chemnitzer Friedentages der Chemnitzer Friedenspreis verliehen, der vom Bürgerverein für Chemnitz in Zusammenarbeit mit dem Kriminalpräventiven Rat und der Ausländerbeauftragten der Stadt Chemnitz ausgerufen wird. Ausgezeichnet und gewürdigt werden mit dem Friedenspreis jeweils Ideen, Initiativen und Projekte, die ein gewaltfreies Miteinander der verschiedenen Kulturen in Chemnitz fördern und unterstützen.

Veranstaltungen mit und für Zeitzeugen haben die schrecklichen Erlebnisse nicht in Vergessenheit geraten lassen – erst mit Trümmerfrauen, später für Kriegskinder.

Die AG Friedenstag arbeitet seit vielen Jahren an der Gestaltung des Tages, mit dem Friedenskreuz, Friedenswegen, Friedensbanner und einer Veranstaltung auf dem Neumarkt. Am Chemnitzer Rathaus hängen in dieser Zeit sieben Meter lange Friedensbanner, die Schülerinnen und Schülern in einem von der Aktion (c) initiierten Kunstprojekt gestaltet haben. Die AG Friedenstag hat für ihr Engagement im August 2020 den Ehrenpreis der Stadt Chemnitz erhalten.

... Ich war völlig hilflos, hatte Angst, die Kellerdecke würde noch einstürzen und uns begraben. Nach einiger Zeit, die Sirenen hatten Entwarnung gegeben, hörten wir Stimmen. Nachbarn räumten den Schutt weg von den Kellerfenstern. Nach zirka zwei Stunden gelangten wir ins Freie. Die Bombe hatte die Westfassade des Hauses von oben bis unten weggerissen. Wir blickten von der Straße aus in die Wohnzimmer. Im zweiten Stockwerk ragte ein schwarzes Klavier halb aus dem Haus heraus. Unser Haus war das einzige Wohnhaus in der Umgebung, das an diesem Tag getroffen wurde. Eine große Katastrophe ereignete sich jedoch hinter dem Bahnhof Siegmars. Ein vollbesetzter Sanitätszug mit Flüchtlingen aus den deutschen Ostgebieten wurde von Bomben getroffen, als er den Bahnhof gerade verlassen hatte. Mehrere Waggons stürzten vom Bahndamm und von der Brücke auf die darunter führende Zwickauer Straße. Wir sahen viele Tote und Verletzte, auch viele Kinder darunter. Nun lebe ich 75 Jahre im Frieden, aber ich habe die Befürchtung, dass die Erinnerung an diesen fürchterlichen Krieg auch in Deutschland verblasst. Hoffen wir trotz der schrecklichen Beispiele in der Welt, dass wenigsten in Europa durch kluge Politik der Frieden weiter gesichert werden kann.

Ursula Klimpel

Ich war gerade ein elfjähriges Mädchen und ging das fünfte Schuljahr in die Pestalozzi-schule auf dem Sonnenberg. Dort erlebte ich im Januar 1945 den ersten Bomben-angriff. Verstört rannte ich nach Hause. Schule gab es in der nächsten Zeit nicht mehr. Öfters gab es Alarm und es fielen auch einige Bomben. Der nächstgrößere Angriff folgte einen Tag nach Dresden, am 14. Februar 1945. Wieder rannten wir in den Luftschutzkeller. Diese große Angst. Zum Glück konnten wir wieder nach oben. Doch am 5. März traf es uns voll. Nach dem Angriff ging es durch eine Maueröffnung ins Freie. Drei Kinderwagen mussten noch mit raus. Durch das Chaos waren Mutter und ich fast die Letzten, und Vater war uns verloren gegangen. Aus dem zweiten Stockwerk schlugen schon die Flammen. Soweit wir sehen konnten, nur Feuer und Qualm. Es muss gegen 22 Uhr gewesen sein. Es hatte geschneit. Durch die große Hitze war alles Schneematsch. Wir sind dann in Richtung Industrieschule gelaufen. Das Dach der Schule hatte auch Feuer gefangen. Vollkommen überfüllt von Menschen. Ich wollte nicht rein. So haben wir beide diese Wahnsinnnacht im Freien an einer Bretterbude verbracht, hinter der Johanniskirche.

Zeitzeugen kommen zu Wort

Drei Filme sind mittlerweile im Auftrag der Stadt Chemnitz entstanden, in denen Zeitzeugen von ihren Kindheitserinnerungen und den Schrecken des Krieges erzählen.

2018 wurde zum ersten Mal der Film „Kinder im Krieg – Chemnitzer Erinnerungen, die ein Leben lang bleiben“ der Chemnitzer Agentur Red Tower Films gezeigt. In der 30-minütigen Dokumentation erzählen Zeitzeugen wie Pfarrer Karl Heinz Kleve, Stephan Tanneberger und Brigitte Speck, wie sie als Kinder die Kriegszeiten in Chemnitz erlebt haben. Auch mit dabei ist der Ehrenbürger der Stadt Chemnitz, Justin Sonder. Er wurde 1943 als Jude verhaftet und ins KZ Auschwitz deportiert. Als einer der wenigen Überlebenden kehrte er nach dem Krieg nach Chemnitz zurück.

Im Jahr darauf, 2019, folgte der Film „Die letzten Zeugen – Als das alte Chemnitz im Bombenhagel starb“. Das Filmteam Chemnitz hat acht Zeitzeugen getroffen, die ihre persönlichen Geschichten und Erinnerungen im Alter von vier bis 16 Jahren offenlegen. Sie sind geprägt von Todesangst und Verzweiflung.

Der Film „Der ewige März – Erinnerungen an eine Kindheit im Krieg“ entstand im Jahr 2020. Auch er stellt die Erlebnisse von vier Zeitzeugen in den Vordergrund. Der Verlust des Vaters oder anderer Familienmitglieder, die Angst während des Angriffs, der Drill in der Nazi-Diktatur – über all das sprechen die heute über 80-Jährigen. Realisiert hat diesen Film der aus Chemnitz stammende Produzent Thomas Beckmann.

Die Filme können zum Teil im Internet unter www.chemnitz.de/Zeitzeugen angeschaut werden. Sie werden auch am Friedenstag regelmäßig aufgeführt.



Interviewaufnahmen für den Film „Der ewige März“

Diese Zeitzeugen haben die Nacht vom 5. zum 6. März 1945 in Chemnitz erlebt und erzählen im Film „Die letzten Zeugen“ davon: Lisbeth Scheinert, Gisela Altendorf, Helga Polzer, Sigrid Klemm, Gottfried Heiner, Ursula Heiner, Karl Keller, Horst Reimann (v.l.n.r.)



Erinnerungen zum Anklicken

Nach einem Aufruf 2020 zum Chemnitzer Friedenstag trafen mehr als hundert Zuschriften in der Stadtverwaltung ein. Tragische, grausame und berührende Kindheitserinnerungen während der Kriegszeiten waren niedergeschrieben. Diese persönlichen Einblicke ruhen nun nicht in Aktenordnern, sondern sind im Internet nachlesbar unter www.chemnitz.de/zeitzeugen.



Auf einem Stadtplan sind die Texte dort verortet, wo Zeitzeugen entweder gewohnt oder die Angriffe erlebt haben, die meisten von ihnen am 5. März 1945. Viele im Keller des eigenen Wohnhauses, manchmal bei Freunden und Verwandten, in öffentlichen Luftschutzräumen oder auch im Freien. Fotos, Audios und Filme ergänzen die Berichte.

WEITERE BERICHTE UND HINWEISE

können gern an buergerbuero@stadt-chemnitz.de oder per Post an:
Stadt Chemnitz,
Büro des Oberbürgermeisters,
Postfach 09106 Chemnitz,
gesendet werden.

Und plötzlich ist Krieg etwas, das uns betrifft und nachdenken lässt. Die Erzählungen sind kleine Puzzleteile aus der eigenen Stadt, um Geschichte zu verstehen und die Grausamkeit des Krieges zu sehen. Es besteht kein Anspruch auf Vollständigkeit, auch mag manches Detail nicht in Geschichtsbüchern stehen, Adressen nur ungefähr stimmen und persönliche Meinung eine große Rolle spielen. Unerlässlich bleiben die Zeitzeugenerinnerungen und ihre Erfahrungen, wie wertvoll es ist, in Frieden zu leben.

Dieter Gründel

Ich war damals im März 1945 neun Jahre alt und habe die beiden Bombenangriffe am 3. März 1945, 11 Uhr, und am 5. März 1945, 20:30 Uhr, mit meiner Familie erlebt. Den ersten Bombentag am 3. März 1945 erlebten wir in Altchemnitz, Krenkelstraße 6, und überlebten als einzige drei Bewohner einen Volltreffer in unser Haus. In einer dramatischen Situation hatte ich die heranfliegenden Bomber erkannt und alle im Haus, auch meine Mutter aus unserer Erdgeschosswohnung und meinen Bruder nach der sogenannten Vorentwarnung, wieder in den Luftschutzkeller gerufen. Im Keller angekommen, knieten wir uns sofort hin, es folgte ein Krachen und absolute Finsternis hüllte uns in nur ein paar Sekunden ein. Nach einiger Zeit verzog sich der Rauch durch das Kellerfenster. Eine Tischplatte lag schräg vor dem Fenster. Die Splitterschutzbetonblöcke hatte die Druckwelle abgekippt und aus einem etwa 20 cm breiten Spalt schob mich meine Mutter und zogen mich zwei Nachbarn, die herbeigeeilt kamen, aus dem Keller. Später wurden noch mein Bruder und meine Mutter über dieses Fenster gerettet. Bei diesem Angriff starben im Haus acht Menschen und ein schwer verletzter Bewohner wurde Stunden später aus den Trümmern gerettet. Es wurde beschlossen, dass meine Mutter, Bruder Klaus und ich am 5. März mittags zur Stadtoma in die Luther- und Bernsdorfer Straße gehen sollten. Am Abendbrottisch saßen wir vier alle versammelt, als dann der „Voralarm“ kam. Zügig haben wir unser „Sturmgepäck“ und jeder eine Decke aufgenommen. Wir sind in den Keller gegangen. Dort hatten sich die Hausbewohner versammelt und harreten der Dinge, die dann auch nicht lange auf sich warten ließen. Die Häuser in der Bernsdorfer- und Lutherstraße wurden alle getroffen. Bei dem Versuch, aus dem Keller zu flüchten, kam uns schon der brennende Phosphor entgegen. Wieder zurück im Kellergang, standen 200 l Fässer mit Wasser. Wir steckten ...



Es war die Hölle!

Helga Lehnert wurde 1937 geboren und hat eigentlich immer in Chemnitz gelebt. „Die Stadt ist mir nahe“, sagt sie. Auch wenn oder gerade weil sie die Stadt mit vielen Höhen und Tiefen erlebt hat.

Wie hat der Krieg Ihre Kindheit bestimmt?

Wir wohnten fast im Stadtzentrum vom Chemnitz, auf der Feldstraße gegenüber dem Zschopauer Krankenhaus. Der Krieg berührte uns zunächst kaum. Ab und zu kamen die großen Geschwister auf Heimaturlaub und brachten leckere Sachen mit: Schokolade, Butter, Zigaretten etc. So auch mein Bruder Heinz. Bald kam der Krieg aber auch zu uns spürbar nach Hause. Die Fliegeralarme häuften sich. Wir mussten immer schnellstens in den Keller, um vor Bombenangriffen geschützt zu sein. Das war

in unserem Fall nicht einfach, denn unsere kleinen Häuser hatten gar keinen Keller. Also liefen wir aus dem Haus heraus, am nächsten vorbei, bogen links ab und liefen ca. 100 m zum sogenannten Versorgungszentrum. Ein großes Gebäude mit sicherem Keller.

Wie haben Sie die ersten Angriffe erlebt?

Ich weiß noch, wie das Lutherviertel in Schutt und Asche lag. Und bei einem der ersten Angriffe bin ich einmal mit meiner Mutter die Zschopauer Straße hinausgehetzt, denn auf der Wartburgstraße war meine 16-jährige Schwester im Pflichtjahr. Dort mussten die jungen Mädchen bei den „feinen“ Leuten, wie wir sagten, im Haushalt helfen. Das Haus stand, welch ein Glück! Das zerbombte Nachbarhaus ließ uns Tote erahnen. Die Leute aber konnten sich durch einen Mauerdurchbruch ins Nebenhaus retten. Unsere Schule wurde wegen der unmittelbaren Nähe zum Südbahnhof geschlossen, und wir wurden in der Ditteschule, heute Teil der TU, unterrichtet.

Was passierte am 5. März 1945?

Bereits 14 Uhr erfolgte der erste Fliegeralarm. Der Keller war vollbesetzt durch die Besucher des Versorgungsamtes. Am Abend kam dann der zweite Alarm. Wir schliefen ja nicht mehr in den Betten, sondern angezogen auf Matratzen, damit wir gleich in den Keller rennen konnten. In meinem Ranzen waren u. a. Informationen, wer ich bin oder wo ich wohne und ein Tuch für den Mund mit aufgesetzter Tasche, in die wir Schnee stecken konnten bei Atemnot. Zum Glück gab es am 5. März noch Schnee. Meistens nahm ich auch meine Puppe Inge mit. Meine Mutter, meine Schwester und ich verharrten im Keller. Es knallte. Während der Detonationen sprang die Tür, zwar mit Eisen verriegelt, auf. Draußen musste die Hölle los sein. Dann brannte auch unser Haus.

Sie sind dann raus aus dem Haus – in diese Hölle. Was haben Sie gesehen?

Riesige Flammen schlugen uns entgegen. Wir kletterten über eine Bretterwand in Richtung Johanneum, ein Alters- oder Pflegeheim, und waren danach unter der Brücke an

... die Decken dort rein und zogen sie uns voll gesaugt über den Kopf. Dann flohen wir durch die Mauerdurchbrüche in das erste Nachbarhaus weiter in das zweite Haus. Die Keller waren schon jahrelang mit den Durchbrüchen verbunden. Im dritten Ausgang strömten dann die Menschen ins Freie. Meine asthmakranke Oma musste stehen bleiben, um Luft zu holen. Unsere Mutter blieb bei ihr und rief uns zu: „Wartet mal!“, was wir aber nicht hörten. Wir drängten weiter auf die Lutherstraße hinaus. In dem brennenden Inferno verloren wir uns. Ich floh dann mit den vielen Menschen über die Reichenhainer Straße, über Erfenschlag bis zur Zschopauer Straße und dort nach Kleinolbersdorf. Vor dem Gasthof stand der Wirt und verteilte die ankommenden Flüchtlinge in die Häuser. Zu mir sagte er „Kleiner, mach dich rein in die Gaststube!“, wo mich offensichtlich die Wirtin aufnahm, mir die nasse Decke vom Körper zog und mich auf den großen Kachelofen zum Aufwärmen schickte. Ich habe bis Montag, eine Woche nach dem Angriff, in Kleinolbersdorf in dem Gasthaus gelebt. Der Chef, offensichtlich Bürgermeister, fuhr täglich nach Chemnitz mit seinem Pritschen-Opel und hat mich dann am Montag mitgenommen. ...



Helga Lehnert mit ihrer großen Schwester Anneliese.



Am liebsten spielte sie mit Puppen.

der Bernhardstraße zur „Ruhe“ gekommen. Wie kopflos muss man sein, wenn man sich unter einer Eisenbahnbrücke retten will! Meine Schwester Margot weinte bitterlich, denn sie sah, wie im nahegelegenen Haus die Flammen aus den Fenstern schlugen. Dahinter hing nämlich ihr Konfirmationskleid bei der Schneiderin. So verlor jeder bei allem großen Unglück auch ein Stück seines kleinen eigenen Glücks.

Wo sind Sie dann hingegangen?

Wir machten uns auf den Weg zur Schwester des Vaters auf der Lohrstraße. Als wir ankamen, war die Wohnung völlig überfüllt von Menschen, die ebenfalls kein Dach mehr über dem Kopf hatten. Wir wollten dann zu unserer Tante Hertha, die in Furth ein eigenes Häuschen inmitten ihrer Gärtnerei hatte. Da war es immer so schön. Also, wir freuten uns schon trotz allem, was um uns herum passierte und ... fanden ein völlig zerstörtes Haus vor. Wir sind dann in Geithain untergekommen. Die Ladenbesitzerin im Haus schenkte mir „Flüchtlingskind“ eine Tafel Kunstthonig. Man stelle sich mein Glück vor, wenn ich das nach 75 Jahren immer noch genieße.

Was sagen Sie Ihren Kindern und Enkeln, wenn Sie von Ihrer Kindheit sprechen?

In der Welt herrscht in so vielen Ländern grausamer Krieg. Wir sehen es täglich im Fernsehen. Eigentliche müsste das ja reichen, den Krieg verabscheuungswürdig zu finden. Viele Menschen fliehen und suchen ein Dasein mit besseren Bedingungen bei uns und überall auf der Welt. Ein Leben ohne Krieg. Aber ich denke, dass sie an diesem konkreten Beispiel besser nachempfinden können, wenn man sagt: BLOß KEINEN KRIEG!

Übrigens; wenn heute mehrere Flugzeuge am Himmel sind, gehe ich ins Haus. Ich habe immer noch Angst.

... Er lieferte mich mittags bei meiner Gründel-Oma an der Scheffelstraße ab. Natürlich war die Freude groß, als meine Mutter von ihrer erfolglosen Suche nach mir wieder zurück kam.

Marianne Bregula

Ich war damals knapp 15 Jahre alt und arbeitete als Pflichtjahrmädchen in dem Molkereigeschäft in der Fichtestraße Ecke Rudolfstraße. Das Lutherviertel war schon im Februar 1945 mehrmals bei Tagesangriffen das Ziel, wobei umliegende Häuser meiner Arbeitsstätte getroffen wurden. Ich habe noch heute das schreckliche Rauschen und das Krachen der Sprengbomben in den Ohren. Als am 5. März vormittags wieder die Sirenen heulten, war ich gerade dabei, in den Häusern auf der Bernhardstraße die Milch auszutragen. Ich wollte nicht in fremde Keller gehen, deshalb rannte ich zu dem Haus, in dem ich arbeitete. In diesen Kellergängen mit gewölbten Decken fühlte ich mich einigermaßen sicher. Ich begab mich jedoch nicht wie sonst üblich in den Kellergang entlang der Rudolfstraße, sondern in den Gang der Fichtestraße, und das war mein ...



Helga Lehnert wohnte auf der Feldstraße, der heutigen Rembrandtstraße. Dort erlebte sie auch in einem Keller die Bombenangriffe auf Chemnitz. Ihre Puppe Inge war meistens mit dabei.



Die Menschen haben das Weinen verlernt

Roland Schulze wurde 1934 in Chemnitz geboren. Sein Vater erhielt eine Stelle als Kraftfahrer beim damaligen Landrat und wohnte somit in der ehemaligen Kreishauptmannschaft in der Reichsstraße an der heutigen Ecke Emil-Rosenow-Straße.

In welche Schule sind Sie gegangen?

Ich bin eingeschult worden zu Ostern 1940. Das war die letzte Einschulung in Deutschland zur Osterzeit, und zwar in die Heinrich-Beck-Schule Knaben auf der Heinrich-Beck-Straße. Diese Schule war eine echte, richtige Naziburg. Wir waren eine Jungklasse von 35 Kindern. Wir mussten zur Begrüßung aus den Tischen springen. Und wehe das gelang nicht gleichzeitig. Gab's gleich eins mit dem Rohrstock. Mit zehn Jahren kam ich in die Hitlerjugend, das war Pflicht. Da hatten wir mittwochs und sonnabends Dienst. Und ab diesem Zeitpunkt war meine Kindheit vorbei.

Wie hat Ihre Familie die Kriegszeit erlebt?

Mein Vater wurde 1943 eingezogen. Er gilt bis heute als vermisst. Das war der erste Schlag. Aber so richtig direkt wurde es mit dem 6. Februar, als Chemnitz einen schweren Angriff erlebte. Man hat versucht, diese Bahnanlagen zu zerstören. Und an diesem 6. Februar sind meine Großeltern ums Leben gekommen und mein Onkel. Unvorstellbar, wie die Menschen damals solche Nachrichten, oft in ständiger Folge, ertragen haben. Unvorstellbar, wie solche Nachrichten auf uns Kinder gewirkt haben. Nun, also das belastet natürlich eine Familie ganz ungeheuer.

Erzählen Sie vom 5. März.

Der 5. März, das war der Schicksalstag für die Stadt Chemnitz. Der Angriff war mit Voralarm angekündigt. Wir haben unsere Sachen gepackt und mussten von unserem Wohnhaus über den Hof in den Keller. Der war sehr gut ausgebaut und gab uns große Sicherheit.

Der Motorenlärm ganzer Geschwader mit seinem hohlen Dröhnen liegt mir heute noch in den Ohren, aber so richtig beschreiben kann man das nicht. Alle dort im Keller waren still, alle dort hatten den Tag erwartet, alle dort hatten riesige Angst und alle waren nur in sich und mit sich beschäftigt. Der Kellerboden bebte und man konnte die Druckwellen ganz deutlich spüren und es hat keiner gesprochen. Der Mörtel rieselte von den Wänden und man kann nur noch in Sekunden denken und jeder freut sich darüber, dass er in dieser Minute noch lebt. Dann schlug direkt eine große Sprengbombe direkt neben dem Keller ein. Aber es waren dicke Mauern. Das war so gut befestigt, dass nur der Eingang verschüttet wurde. Irgendwann sagt einer: Wir müssen hier raus. Wir mussten den Gang vor. Nach etwa 30 Metern sagte meine Mutter: „Wir haben die Tasche mit den

Schuhen im Keller stehen lassen!“ Ich erinnere mich noch genau, ich bin unter Protest allein in den Keller zurück und habe die Tasche geholt, es war zwar dunkel, aber durch den Feuerschein hell genug, um sich zurechtzufinden. Noch heute geht mir ein Schauer über den Rücken, wenn ich an die Angst denke, die ich damals allein im Kellergang hatte. Wir Jungen kannten nicht viele Spiele oder etwa Feierlichkeiten oder Hobbys, aber wir kannten genau die Gesetze von Flucht und wir kannten die Typen der Brandbomben und konnten die Wirkungen der Bomben gut einordnen und wir konnten gut beurteilen, ob ein Keller sicher oder eher eine Todesfalle war.

Denken Sie heute auch noch oft daran?

Wenn diese Zeit kommt, das Frühjahr, der Februar, März, wo sich diese Kriegssituation hier in unserem Raum zugespitzt hat, da kommt das automatisch. Das kannst du nicht vergessen. Also diese Ereignisse, wo es um die tägliche Angst, wo es ums Überleben geht, prägen sich fürs ganze Leben in den Geist ein.

Warum sind Ihre Erfahrungen auch für junge Menschen wichtig?

1923/24 hat sich keiner träumen lassen, dass es 25 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges wieder losgeht. Es gab Aufschwung nach dem Krieg. Das will ich vermitteln. Viele Menschen sagen heute: Es ist lange her. Das ist vorbei. Richtig. Zeitlich und geschichtlich gesehen ist es vorüber. Aber machen wir uns eines klar: All diese schrecklichen Ereignisse dieser Zeit haben dazu geführt, dass die Leute damals das Lachen und Weinen verlernt haben. Mit den Jahren ist die Fähigkeit zu lachen wiedergekommen. Weinen konnten sie niemals wieder.



Fahrzeug des damaligen Landrates vor dem Hinterhaus der Kreishauptmannschaft. Dort wohnte Roland Schulze bis zum 5. März 1945

... Die Schmerzensschreie der verletzten Menschen kann ich nicht vergessen. Als ein paar Stunden später der Großangriff auf Chemnitz begann und ich wieder in einen Keller musste, gingen mir die Nerven durch. Ich hoffe, dass ich so etwas Furchtbares nie wieder erleben muss.

Siegfried Kemter

Am 5.3.1945 zum Großangriff auf Chemnitz waren wir in der Annenstraße. Als abends der Alarm ausgelöst wurde, mussten wir in den zentralen Luftschutzkeller in die Schule Reitbahnstraße / Annenstraße gehen, da in unserem Keller die Kellerfenster tiefer lagen als die Straße. Tatsächlich ist Phosphor reingelaufen. ...

... großes, unbeschreibliches Glück. Plötzlich, ohne vorheriges Rauschen, zwei gewaltige Detonationen, der Kellerboden schwankte und danach spürte ich, wie das Haus über uns zusammenbrach. Hinter mir stürzte die Kellerdecke ein und begrub die Leute, die sich im Kellergang zur Rudolfstraße befanden. Wie viele Menschen dabei umgekommen sind, habe ich nicht erfahren. Es waren sicher Einige, denn es wohnten viele Leute in diesem großen Eckhaus. Wir, die vom Einsturz der Kellerdecke verschont Gebliebenen, konnten kaum noch atmen, denn der Mörtelstaub legte sich auf unsere Lungen. Wir waren ringsherum zugeschüttet, es war stockfinster und wir konnten nicht heraus. Durch den Mauerdurchbruch gelangten wir endlich über das Nebenhaus und durch ein Kellerfenster ins Freie. Draußen bot sich ein grauvoller Anblick. Wo vorher das Haus stand, war nur noch ein großer Steinhaufen. Rettungstrupps, es waren kriegsgefangene Soldaten, fingen schon an zu buddeln, um vielleicht noch Lebende zu bergen. Ein kleiner Junge wurde lebend ausgegraben und mir in die Arme gegeben. Seine Mutter und sein Zwillingbruder waren wahrscheinlich tot. Ich brachte den Jungen zur Rettungsstelle in die Rudolfschule. Der Weg dorthin fiel mir sehr schwer, denn es lagen auf den umliegenden Straßen überall Berge von Schutt getroffener Häuser. Die Rettungsstelle war schon total überfüllt. ...



Roland Schulze wurde 1940 eingeschult.



34 Schüler besuchten mit Roland Schulze zusammen die gleiche Klasse in der Heinrich-Beck-Schule.

Die Kreishauptmannschaft in der Reichsstraße brannte völlig aus. Hier die Ruine des Westflügels des Gebäudes.



Alleine im Keller

Käthe Lippmann war 1945 acht Jahre alt und wohnte mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder in der Theaterstraße 52 in der vierten Etage. Sie verbrachte, wie viele Chemnitzerinnen und Chemnitzer, die Bombennacht im Keller ihres Hauses.

Als die Sirenen am 5. März ertönten, was haben Sie gemacht?

Meine Mutter hat mich und meinen Bruder aus dem Bett geholt. Wir mussten uns anziehen. Die Taschen waren immer gepackt. Und dann ging es in den Keller. Dort saß die ganze Hausgemeinschaft. Es waren nur noch einige Männer da. Viele mussten ja in den Krieg. Mein Vater

unter anderem auch. Wir haben gebibbert, wie man so schön sagt, was da nun wird. Es hat mörderisch gekracht. Das hörte eine lange Zeit nicht auf. Zeitweise rieselte der Putz von den Wänden. Plötzlich wurde es still. Einer der Männer wagte sich hinauf, um zu schauen, wie die Lage ist. Er kam zurück und meinte, es sei fürchterlich draußen, überall brenne es. Dann ist wieder einer raus, kam zurück und sagte: „Bei uns ist nichts passiert, aber nebenan brennt's.“ Da sind alle, die es konnten, raus aus dem Keller und haben versucht zu helfen und zu löschen.



Käthe Lippmann wuchs in Chemnitz auf.



Sie (3.v.l.) wohnte in der Theaterstraße 52 und erinnert sich an die zerstörte Innenstadt.

... Im zentralen Luftschutzkeller waren ca. 600 Personen. Die Verhältnisse hinsichtlich Luft, Ängsten und Geräuschen kann man sich vorstellen.

Trotz noch laufenden Alarms, mussten wir schnellstens den Keller verlassen, da die Schule getroffen wurde. Der Anblick, als wir auf die Straße kamen, war furchtbar. Ringsum brannte alles, es war ein Sturm. Nachdem alle die Schule verlassen hatten, stürzten große Teile der Schule ein. Zu unserem Haus an der Annenstraße konnten wir nicht mehr. Wir flohen in Richtung Bernsbachplatz, Reichenhainer Straße über Trümmer an umstürzenden Häusern vorbei.

Wir hatten alles verloren. Meine Mutter hatte nur noch eine Tasche mit Papieren, ich hatte den Schulranzen und ein Netz mit nassen Betttüchern. Die Betttücher hatten wir umgelegt zum Schutz gegen Feuer. Wer das miterlebt hat, weiß, was Krieg bedeutet.

Wolfgang Reiter

Am 5. März war ich mit meinen Eltern und zwei Geschwistern im sogenannten Luftschutzkeller, Äußere Klosterstraße 5. Bei dem Luftangriff wurde gebetet und verzweifelt.

Nachdem der Luftschutzwart die Weisung gab, den Keller zu verlassen, sahen wir, ...

Sie blieben zurück. Was haben Sie da gefühlt?

Ich habe mit meinem Bruder im Keller gesessen. Eine alte Frau hat uns, so gut es ging, getröstet. Dass es schon gut gehen wird und wir keine Angst zu haben brauchen, aber die Angst blieb. Es konnte gar nicht anders sein. Nach unendlich langer Zeit kam unsere Mutter zurück und hat gesagt: „So, es ist erstmal das Größte geschafft.“ Wir konnten mit unseren verbliebenen Sachen in unsere Wohnung gehen.

Auf Ihrer Straße brannte auch das ehemalige Schauspielhaus. Was haben Sie gesehen, als Sie den Keller verlassen haben?

Wieder in der 4. Etage angekommen, sah ich draußen ein Bild des Grauens. Überall loderten Flammen. Das Schauspielhaus brannte. In den Wohn- und Geschäftshäusern fraßen sich die Flammen von Etage nach unten. In den Straßenbahnwagen, die morgens immer Gemüse und Obst von der Markthalle durch die Stadt fuhren, saßen Menschen und schauten, wie alles brennt. Die Theaterstraße war von Menschen bevölkert, die in Richtung Falkeplatz und Chemnitz Fluss liefen. In unserer Wohnung war eigentlich alles noch in Ordnung, bis auf die Fensterscheiben. Die waren raus. Die Glasscherben lagen auf dem Boden. Wir haben uns glücklich geschätzt, dass wir noch wohnen konnten.

Das Gebäude existiert ja heute noch. Die Theaterstraße 52. Kommen Sie da noch oft vorbei?

Wenn ich mit dem Bus in die Stadt fahre, komme ich nach der Kaßbergauffahrt an dem Haus vorbei. Ich gucke eigentlich immer die Fenster an. Besonders zu solchen Zeiten, wenn sich der Jahrestag 5. März wiederholt oder etwas Besonderes in Chemnitz

los ist, da berührt mich das sehr. Und ich bin richtig erbost, wenn ich höre oder lese, dass in Chemnitz Neonazis marschieren. Das ist für mich das Schlimmste, was es gibt. Weil daraus nichts Gutes entsteht. Und ich wünsche niemandem, dass er das erlebt, was ich erlebt habe.



Das Schauspielhaus auf der Theaterstraße, direkt vor Käthe Lippmanns Haustür, brannte am 5. März 1945 vollständig aus.

... wie das Haus und das Holz im Hof brannten. Es war ein einziges Flammenmeer. Ich ging nochmals in unsere Wohnung im Hinterhaus.

Mit den Arbeitshandschuhen fasste ich die Brandstäbe und warf diese in den Wasserfluss, den sogenannten Müllgraben. Der Phosphor brannte aber im Wasser weiter.

Auch das Schauspielhaus auf der Theaterstraße brannte bereits und auch die umliegenden Gebäude.

In allen Straßen war das Flammenmeer zu sehen. Die Menschen schrien und waren verzweifelt. Es war furchtbar, alles mit anzusehen und anzuhören.

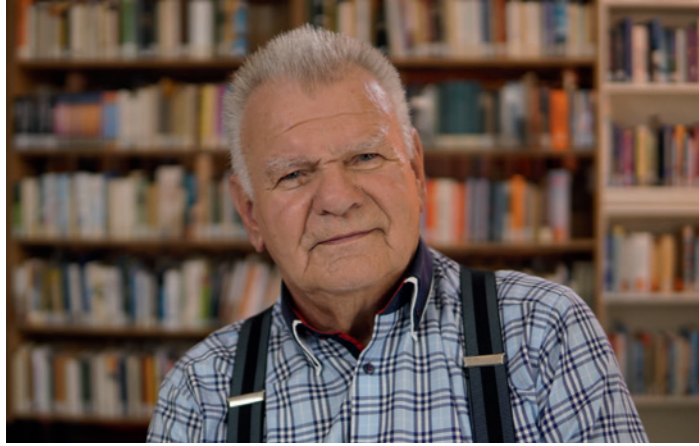
Nach diesem letzten Angriff am 5. März 1945 haben wir unsere zerstörte Stadt angesehen und daran gedacht, was der Faschismus uns hinterlassen hat.

Ich wünsche mir nur, dass ich nie wieder so eine Nacht wie den 5. März erleben werde. Der Hass und die Brutalität sollten der Vergangenheit angehören. Alle Menschen, gleich welcher Hautfarbe oder Abstammung, sollten friedlich zusammenleben.

Es darf keinen Krieg wieder geben, denn das ist das Schlimmste für die Menschen.

Peter Schlegel

Beim winterlichen Abendspaziergang sahen wir am Himmel sogenannte „Christbäume“ und ich wusste, es geht bald wieder in den Luftschutzkeller. Dann gab es Entwarnung und ich durfte ins Bett. Meine Mutter hat mir noch von Siegfried dem Drachentöter vorgelesen – ich weiß das noch ganz genau. Irgendwann schlief ich ein und wurde dann von meiner aufgeregten Mutter unsanft aus dem Schlaf gerissen, hastig angezogen, und schon eilten wir in den Keller. Ich hörte was von „Großangriff auf Chemnitz“ und dann krachte es, dass die Wände wackelten. Menschen brüllten. Irgendwann hockten wir hinten im Luftschutzkeller. Es piff, heulte, dröhnte, knallte und wackelte alles entsetzlich. Dann ein fürchterlicher Einschlag. Das Kerzenlicht erlosch bei den meisten durch einen gewaltigen Luftdruck. ...



Schon hörten wir die Bomber kommen

Wolfgang Eckart ist 1936 geboren und besuchte die Andréschule Knaben auf dem Kaßberg. Er wohnte in der Henriettenstraße, in einem Hinterhaus mit Gasbeleuchtung. „Sowas gibt es heute nicht mehr“, erzählt er. „Wir hatten in der Stube eine einzige Lampe. Die Winterabende waren sehr lang. Da mussten wir beizeiten ins Bett.“ Er erinnert sich an Lebensmittelkarten und Hunger vor und nach dem Krieg. „Und wenn es irgendetwas extra gab, nahm das sofort die Runde und die Leute sind gerannt, dass sie es auch erwischten.“

... Weinen, Schreien, Übereinanderstürzende. Meine Mutter drängelte mich durch den finsternen Kellergang irgendwohin in einen anderen Teil des Untergeschosses. Dann war da ein Fenster. Meine Mutter quetschte mich durch die enge Öffnung hinaus auf die Straße. Dort brannte alles lichterloh und ein entsetzlicher Geruch hing in der Luft, den ich niemals vergessen werde.

Bomben über Bomben fielen aus dem dunklen Himmel in die brennende Stadt, eine Detonation folgte der anderen. Ich schrie nach meiner Mutter, aber für sie war das Fenster zu klein. Sie rief „Lauf, lauf, Peter, lauf von dem Haus weg“, und ich rannte über die Straße auf den gegenüberliegenden kleinen Park am Rosenplatz zu, bis ich mitten im Schnee auf einer großen weißen Fläche zum Stehen kam. (...) Obwohl ich an diesem Tage noch nicht mal ganze fünf Jahre alt war, haben sich die Bilder unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt. Die Realität ist viel grausamer als die meisten Filme, die ich später gesehen habe.

Irgendwann kam meine Mutter, auch sie hatte es aus dem Keller unseres zerstörten Hauses doch noch geschafft, aber sie war verletzt, blutete und schaute mit leerem Blick durch mich hindurch. ...

Wie hat Schule funktioniert?

Der Unterricht war ganz streng. Alles auf Befehlskommando. Und wehe, ein Junge hat nochmal gewackelt oder sich irgendwie geäußert oder gehustet, da wurde der erstmal ins Ohr gezwickt. Nach dem Krieg war das alles ganz locker, ganz einfach. Der Lehrer saß mit in der gleichen Ebene und schaute nicht mehr herab von seinem Pult.

Wie haben Sie als Kind den Krieg erlebt?

Wir waren als Kinder vom Krieg fasziniert. Wir haben uns sogar freiwillig gemeldet, bei den Verwundeten zu helfen. Wir haben das Essen, das an der Schule an der Reichsstraße gekocht wurde, zur Mädchenschule geschafft. Das war ein großer schwerer Eisenwagen mit Eisenbottichen. Und dann haben wir die verwundeten Soldaten versorgt. Ja, da fängt man schon an, sich Gedanken zu machen.

Wo waren sie am 5. März?

In dieser Nacht gab es Alarm. Die Leute sind alle in den Keller und wir mussten vom Hinterhaus in den Keller vom Vorderhaus und haben gewartet, bald eine Stunde. Der Hauswirt sagte dann: „Gehen wir wieder in die Wohnung, bleiben aber wach.“ Dann kam wieder ein Signalton und wir sind wieder in den Keller gerannt und schon hörten wir die Bomber kommen. Leises Fallen der Bomben. Das Gegrumme wurde immer lauter. Und im Vorderhaus wohnte ganz oben unterm Dach ein junges Mädchel, die hatte gerade ein Baby gekriegt. Jetzt fing sie an zu schreien: „Ich habe mein Baby noch oben und die Bomben fallen schon!“ Ein junger Kerl wohnte bei uns und sagte: „Geben Sie den Schlüssel her!“ Er rannte hoch. Trotz, dass die Bomben fielen, ist er hoch, hat das Kind geholt. Alles, was er so kriegen konnte, Windeln und Flasche, hat er gerettet, denn am nächsten Morgen gab's das Haus nicht mehr. Alles war runtergebrannt.

Wie erging es Ihnen im Keller?

In dieser Nacht schlug gegenüber in die Schule eine Mine ein. Und die Druckwelle war

so groß, dass es aus den Kellerklappen den ganzen Russ rausgehauen hat und wir haben keine Luft mehr gekriegt. Man hat damals schon Mauerdurchbrüche durch die Nebenhäuser vorbereitet. Ganz dünne Ziegel, die konnte man durchtreten. Die Leute von nebenan wollten sich zu uns retten, und wir wollten uns zu denen retten. Links wie rechts, keiner kam vorwärts, keiner kriegte mehr Atem. Alle hoch, die Treppen hoch und die Kellertür war zu. Da war Schutt draufgefallen. Ich hatte während dieser Bombennacht einen Ziegelbrocken auf den Rücken abbekommen. Aber aus Angst habe ich schon gar nichts gesagt. Ich konnte mich noch bewegen. Da ist ein Mann mindestens zehn Mal die Treppen hoch gegen die Tür, gegen die Tür, bis er sie so ein Stück aufgekriegt hatte und wir haben uns alle gerettet. Da gab's keine dicken Personen. Nun standen wir draußen im Freien, aber die Bomben fielen ja noch. Und erleben Sie das mal als neunjähriger Junge. Dass um Sie herum die Bomben fallen und Sie wissen nicht, wo Sie vor Angst hinsollen.

Und dann?

Wir sind nach Hilbersdorf gelaufen. Wir sind von Tante zu Tante bis man gesagt hat: „Dort ist eine Wohnung frei.“ Die haben wir uns geteilt. Jede Familie hat sich mit einer anderen

Familie arrangiert, dass keiner im Freien übernachten brauchte. Aber zu essen hatte keiner was. Drei, vier Tage lang hatten wir nichts zu essen. Alles war kaputt. Und in unserer Not, was haben wir Jugendlichen gemacht? Sie müssen sich die Ruinen vorstellen. Durch die Kellerfenster sind wir in die Häuser. Da konnte man manchmal in Regalen noch eingemachtes Gläserzeug sehen. Das haben wir uns natürlich geholt. Und so sind wir gerade so über die Runden gekommen. Das war eine Hungersnot, die kann sich keiner vorstellen.

Und Ihre Sicht darauf heute?

Also, das Beste ist, keinen Krieg anzuzetteln. Alles andere ist unwichtig.



Wolfgang Eckart wohnte in der Henriettenstraße auf dem Chemnitzer Kaßberg.

... Sie weinte viel und ich verstand meine kleine Welt nicht mehr.

Lothar Hupf

Wir haben am 05.03.1945 in der Lutherstraße 30 gewohnt und wurden während des Angriffs im Keller durch eine Bombe oder Luftmine getroffen und die Kellerdecke kam herunter und 18 Leute wurden verschüttet, darunter meine Mutter und meine Schwester. Unser Keller wurde von zwei Männern, Mitbewohnern der Hausnummer 30, freigelegt und wir konnten so durch den Mauerdurchbruch durch den Keller der Lutherstraße 32 ins Freie entkommen. Bei uns im Keller sind, wenn ich es noch richtig im Kopf habe, 13 Menschen ums Leben gekommen, darunter eine Schwester meiner Mutter mit ihrem Sohn von fünf Monaten, die bei uns zu Besuch waren und die Fahrkarte für den 7.3.1945 zurück nach Kaiserslautern schon hatten.

Renate Hähle

Als ich 1940 geboren wurde, war der Krieg schon im Gange. Ich wuchs mit den Worten „Krieg“ - „Bomben“ - „Front“ auf und hörte sie in meinem kindlichen Umfeld viel zu oft. Vor dem 5. März begannen auch in Chemnitz Angriffe und viele Leute, wir waren dabei, sahen sich die Bombeneinschläge neugierig und mit innerer Angst an. Einschläge waren an der Krankenkasse Müllerstraße und an der Kaßbergstraße. Wir wohnten auf dem Schloss in der Rießerstraße in einer kleinen einfachen Wohnung im Haus meiner Großeltern väterlicherseits. Auf den Straßen lagen zeitweise Staniolstreifen – wir nannten es Silberpapier, die wir einsammelten. Sie waren von Flugzeugen abgeworfen worden, um den Funkverkehr zu stören und für die Zielgenauigkeit der Bombenabwürfe.

Als ich am 5. März abends ins Bett gebracht wurde, war ich bis auf meinen Wintermantel und die Mütze vollständig ...



Ein Teddy im Bombenalarm

Barbara Wähler wohnte während des Zweiten Weltkrieges mit ihrer Mutter in der heutigen Georg-Landgraf-Straße, spielte dort mit den Nachbarskindern im Hof oder ging zu den Großeltern, die gleich schräg gegenüber wohnten. Ihren Vater hat sie kaum kennengelernt, denn er zog 1942 in den Krieg und kam nicht zurück.

Erinnern Sie sich noch an Ihren Schulanfang?

Ich bin im September 1945 in die Schule gekommen. Ich hatte die Zuckertüte von meiner Tante, weil es ja nichts gab. Es waren ein paar Sahnetoffees drin und Zwieback. Viel mehr war es nicht. Es war ein trauriger Schulanfang, da mein Vati im Jahr zuvor an der Front gefallen ist.

Wie war das, ohne Vater aufzuwachsen?

Das war schon sehr traurig. Weihnachten ohne den Papa. Er schickte manchmal einen Brief oder ein Päckchen mit Süßigkeiten, als er noch nicht so direkt an der Front war. Mein Vati ist ja schon zeitig in den Krieg. So ein Wahnsinn. Der Hitler hat die Menschen so verblödet. Die haben ihn so fanatisch geliebt, dass sie nicht gemerkt haben, dass er das Volk in den Verderb gestürzt hat.

Ich war fünf Jahre ungefähr, als mein Vater hier kurz zu uns kam. Da habe ich ihn gar nicht erkannt. Mit Vollbart und ungepflegt. Meine Mutti hatte ihn gleich in den Arm geschlossen. Er war am Arm verwundet. Als das wieder in Ordnung war, ist er wieder los. Lieber wäre es gewesen, der Arm wäre ab, da hätten sie ihn nicht wieder eingezogen.

Wo waren Sie genau am 5. März 1945?

Wir waren bei meiner Oma in der Barbarossastraße, weil das ein altes Haus war. Da gab es richtige Keller mit starken Mauern. Unser Haus war 1938 gebaut worden und diese Neubauten boten kaum Schutz. Eigentlich ging es schon nachmittags los. Da war Alarm. Die Sirene ertönte. Ich kriege heute noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Wir haben unsere Sachen gepackt – ich meinen Rucksack. Ich hatte meinen Teddy da hinten drin und dann sind wir alle in den Keller und mussten ganz ruhig sein. Ich saß immer vor meiner Mutti unten auf dem Fußboden.

Das Haus Ihrer Oma wurde nicht getroffen. Wie ging es in der Nacht dann weiter?

In unsere unversehrte Wohnung zog vorübergehend meine Tante Gretel mit ihren drei Kindern ein. Eine Tante mit Mann und Sohn wohnten bei meiner Oma. Meine Mutti, ihre Schwester Hilde, hochschwanger, ihre Tochter und ich machten uns mit dem Handwagen, zwei Koffern mit dem Nötigsten auf nach Wittgensdorf zu meinen anderen Großeltern. Der Weg nach Wittgensdorf war beschwerlich. Es war kalt, es schneite

und es war Nacht. Ein verwundeter Soldat schob uns den Handwagen bis zum Küchwaldkrankenhaus. Unser Weg führte uns weiter über den Bornauer Berg. Oben angekommen, bot sich uns ein schaurig schönes Bild. Der Himmel war feuerrot und gespenstige Ruinen ragten aus dem Feuermeer.

Begleitet Sie der Krieg bis heute?

Wenn am 5. März die Glocken läuten, da ist das für mich wie so ein Déjà vu. Das vergisst man irgendwie nicht. Und da setze ich mich auf den Balkon, und nehme meinen Teddy in den Arm und halte eine Gedenkminute. Ich habe auch meinen Kindern erzählt, dass dieser Teddy den Bombenalarm miterlebt hat und dann haben sie ihn wie ein Heiligtum behandelt. Das war dann der Bombent Teddy.



Barbara Wähler wohnte mit ihrer Mutter in der heutigen Georg-Landgraf-Straße.

... da sowieso ein Einsatz ohne Erfolg und Sinn gewesen wäre. Er wusste, dass wir ihn brauchen könnten. Er holte dann noch Mamis Nähmaschine aus unserer Wohnung im ersten Stockwerk. Er war ein kräftiger Mann, und plötzlich flog oder schwebte mein Opa samt der Nähmaschine die Kellertreppe zu unserem kleinen Häuflein ängstlicher Menschen herab. Der Luftdruck trug ihn. So habe ich es jedenfalls in Erinnerung. Dann krachte es fürchterlich und das ganze Haus bis in den Keller bebte. „Jetzt hat es eingeschlagen bei uns“ – an diese ...



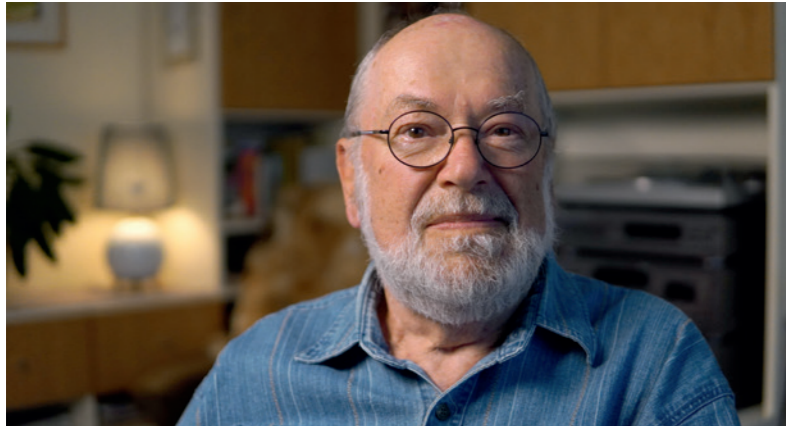
Den Bombent Teddy hat Barbara Wähler heute noch und hält ihn in Ehren.



Ihr Vater zog 1942 in den Krieg. „Das ist so grausam, wenn man seine Wurzeln nicht so genau kennt,“ erzählt Barbara Wähler.



... angezogen, damit es schnell gehen konnte, wenn es soweit war. Ich schlief ein und für mich war es mitten in der Nacht (21 Uhr) als die Sirenen heulten. Ich glaube, meine Mami hatte gar nicht geschlafen, denn sie wusste ja, was uns bevorstand. Mein Onkel Paul holte mich wie immer ab und alle versammelten sich im Keller. Das Schlimmste für mich war, wenn die Gasmasken aufgesetzt werden mussten. Ich habe geweint und mich schrecklich gefürchtet, wenn die vertrauten Gesichter um mich herum hinter den fürchterlichen Masken verschwanden. Meine Mami quälte mich nicht damit. Sie band mir feuchte und in Essig getränkte Tücher vor Nase und Mund, die mich vor Gas oder Staubwolken schützen sollten und so das Überleben sicherten. Es waren furchtbare Geräusche um uns, als die vielen (man spricht von Hunderten) Flugzeuge im Anflug waren. Es krachte und zischte und es war schlimmer als das schlimmste Gewitter. In der Innenstadt mussten schon viele Bomben gefallen sein. An diesem Abend tauchte plötzlich mein Matthess-Opa bei uns auf. Der war hauptamtlich bei der Feuerwehr. Man hatte die Feuerwehrleute weggeschickt, ...



Die Angst als ständiger Begleiter

Christian Richter wohnte als Kind in der Nähe des Schillerplatzes. Als 1944 die ersten Bomben fielen, sammelte er mit seinem Bruder Bombensplitter als Trophäen – bis die Eltern dahinterkamen und es verboten. Ab Ende 1944 hörten sie fast täglich die Sirenen, suchten Schutz im Keller der Bismarckstraße 49 (heute Karl-Liebknecht-Straße). Der Krieg kam immer näher.

... Worte der Erwachsenen erinnere ich mich genau. Nun mussten wir schnellstens aus dem Keller, denn keiner wusste, wann das Haus einstürzt oder Brandbomben, Phosphorbomben oder was weiß ich, in den Keller fielen.

Wie wir auf die Straße kamen, weiß ich nicht. Ich war ein kleines Kind und schlief übermüdet immer mal wieder ein. Dann standen wir auf der Straße gegenüber von unserem Haus. Es schneite ein bisschen und Schneematsch lag auf den Straßen. Wir sahen unser Haus brennen. Ich weiß nicht, was die anderen neben mir machten und sagten. Ich sah nur wie gebannt in die Flammen. Der ganze Straßenzug brannte. Jede Dachschicht hob sich nacheinander ab. Die Dachziegel, die Dachpappe, die Dachsparren. Alles flog wie von Geisterhand gehoben in die Höhe und in den Flammen war es plötzlich weg. Es war geisterhaft.

Walter Fritsche

Am 5. März 1945 war der Nachtangriff, bei dem die Innenstadt von Chemnitz bis weit in die Südvorstadt hinein vollständig niedergebrannt wurde. Mit einer Ausnahme, dem Rathaus. Die Feuerwehr hatte sich voll auf die Rettung dieses Gebäudes konzentriert. Trotzdem konnte sie den alten Teil nicht retten. ...

Woran haben Sie gemerkt, dass Krieg herrscht?

Zuerst fehlten die Väter und Ehemänner zu Hause. Das Leben verlief nach einem strengen Reglement. Mein erster Klassenlehrer trug Uniform und sprach von Helden an der Front. Das Heulen der Sirenen bei Luftalarm prägte unauslöschliche Ängste. Allein die Sirene auf dem Dach der Brühlschule war ein abscheuliches Bild beim Blick aus dem Fenster. Ich erinnere mich an einen Pfingstausflug nach Ebersdorf, das war 1944. Ein Pulk von Bombern hinterließ eine breite Spur von Kondensstreifen und überflog das nördliche Stadtgebiet. Immer häufiger heulten die Sirenen, mussten wir Menschen in die Keller oder Bunker flüchten. Die Angst wurde zum ständigen Begleiter. Und als eines Tages ein abgeschossenes deutsches Jagdflugzeug in das Bahnhofsgelände stürzte, war endgültig klar, dass die Lufthoheit den Briten und Amerikanern zu gehören schien. Für uns war der Krieg nun unausweichlich nah.

Die Amis bombten tagsüber, die Briten flogen ihre Angriffe nachts. Damit man sein Hab und Gut im schlimmsten Fall von dem der Mitbewohner auseinander halten konnte, bekam jede Familie eine Kennnummer zugewiesen. Unsere Nummer weiß ich noch heute: 31/2926. Ich weiß auch, dass ich sie mit Fettkreide auf die Möbelerückseiten malen durfte.

Was ist am 5. März bei Ihnen passiert?

Der 5. März 1945 brachte das Chaos. Frischer Schnee war am Abend gefallen. Spätestens als es hieß „Die Engländer setzten Christbäume!“ wussten wir, was kommen konnte. Und es brach herein ... In einer Angriffspause wurde das Mobiliar auf die Straße geschleppt. Brandbomben hatten das Hinterhaus getroffen, und im Vorderhaus steckte eine im Löschsandkasten des Dachbodens – mutige Männer beförderten sie ins Freie. Der Bäcker Martin drängte zudem die Männer, wenigstens das Mehl aus dem brennenden Hintergebäude zu retten. In diesem Chaos hatten mein Bruder und ich es geschafft, unser Spielzeug aus der Wohnung im dritten Stock zu holen. Eine kleine flache Kiste aus Zinkblech, als Munitionsbehälter hatte sie ausgedient, beinhaltete mein Hab und Gut. Dann kam die zweite Angriffswelle. Wir gingen wieder in die Luftschutzräume. Den Brandbomben folgten nun Sprengbomben und Luftminen. Ein Bersten und Krachen er-

schütterte die Luft. Die Kellertür kam geflogen. Wie versteinert saßen alle. Entwarnung kam keine in dieser Nacht. Sie wäre ohnehin ein Hohn auf die lichterloh brennende Stadt gewesen.

Wie ging es dann für Sie weiter?

Wir gehörten zu den Glücklicheren. Wir hatten sogar noch ein Dach über dem Kopf. Die Häuserzeile war heil geblieben, aber dahinter sah es wüst aus. Die Aktienspinnerei brannte, das Opernhaus war zur Ruine gebombt, beißender Brandgeruch hielt sich tagelang in der Stadt. Großmutter war in der Frauenstraße ausgebombt und wohnte bei uns. Von nun an durften wir das Haus allein nicht mehr verlassen. Zeitweise wurde die Kartoffelhorte im Kohlekeller für uns Kinder zum Nachtquartier. Den quälenden Bombennächten folgte der Artilleriebeschuss auf die längst schutzlos gewordene Stadt. Die Gefahr war gegenwärtig ohne Unterbrechung.

Wie haben Sie es als Kind erlebt, dass Ihre Heimatstadt so schlimm zerstört wurde?

Ich kann heute nicht mehr sagen, wie ich das alles aufgenommen habe, es war das Bild einer total und schlagartig veränderten Welt. Welch unendlicher Verlust und wie viel Schmerz daran gebunden waren, das kann nur jemand ermessen, der dieses gruselige Geschehen miterleben musste. Es hat unser Leben geprägt.



1943 feierte Christian Richter Schulanfang.



... Vor den Bombern flogen einige Flugzeuge, die das Zielgebiet mit Bündeln von an kleinen Fallschirmen hängenden Leuchtkugeln markierten. Wegen des Aussehens nannte man sie „Christbäume“. Als wir einen Blick aus dem Keller taten, sahen wir einen solchen am Himmel stehen und wussten damit, was die Glocke geschlagen hatte.

Da wir leichten Nordwind hatten, trieb die Markierung nach Süden, wodurch die nördlichen Stadtteile weitgehend von den Bomben verschont blieben. Bei uns in Chemnitz-Borna brannte die Gaststätte „Zur Schmiede“ vollständig nieder, in etlichen Wohnhäusern hatten Stabbrandbomben gezündet, die sofort mit dem in Badewannen vorrätig gehaltenen Löschwasser und Handpumpen bekämpft wurden. Ich wollte zu gern mitlöschchen helfen, wurde aber nach Hause geschickt, worüber ich mich grässlich ärgerte! Am Tag nach dem Angriff sahen wir Trecks mit Handwagen und rußgeschwärzten Gestalten die Stadt verlassen, ein schreckliches Bild!

Marga Fritze

Ich wurde am 6. März 1928 in Chemnitz geboren, feierte also am 6. März 1945 meinen 17. Geburtstag.

Es muss zwischen 20 und 21 Uhr gewesen sein, als die Stimme aus dem Radio mitteilte: „Bombenverbände im Anflug auf Chemnitz“. Alle Hausbewohner, meine Mutter, mein Bruder, meine Großeltern und die zur Miete wohnende Frau mit ihrer kleinen Tochter, gingen in den zentral gelegenen Kellerraum, in dem Sitzgelegenheiten bereitstanden. Ich kann nicht mehr sagen, wie viel Zeit zwischen der Radiomeldung und dem Beginn des Angriffs vergangen war. Ich weiß nur noch, dass mein Großvater, damals 68 Jahre alt, noch einmal den Keller verließ und uns herausrief – und da sahen wir, wie die Stadt durch die von den Vorauskommandos gesetzten Leuchtzeichen, die sogenannten Christbäume, hell erleuchtet war. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr, ...



Wo ist Gottfried?

Gottfried Remtisch wurde 1933 in Chemnitz geboren. Seine Eltern hatten eine Buchhandlung in der Nähe des Brühls.

Mit elf Jahren befand ich mich als „Luftschutzmelder“ im öffentlichen Luftschutzraum „Linde“ gegenüber dem Theaterplatz. Die

Phosphorbomben trafen auch uns. Als das brennende Phosphor die Kellertreppen herunterlief, kamen wir über den Mauerdurchbruch zum Nachbargrundstück, dem Hansa-Haus, ins Freie. Alles brannte lichterloh. Auch unser Wohnhaus gegenüber dem Schillerplatz sowie das Geschäft meiner Eltern „Buchhandlung Remtisch“ auf der Oberen Georgstraße, damals Langemarkstraße. Obwohl die Flammen schon durch die Erdgeschossdecke loderten, konnte ich noch die Reiseschreibmaschine retten. Am Morgen zog ich mit einer großen Flüchtlingswelle aus der Stadt. Das Ziel war Auerbach/Erzgebirge, wo meine Mutter mit meinem kleinen Bruder Lothar untergekommen war. Allerdings waren sie in dieser Nacht auf dem Heimweg. Als sie am Hauptbahnhof ankamen, ertönten die Sirenen. Sie mussten den öffentlichen Luftschutzraum des „Chemnitzer Hofes“ aufsuchen. Tags darauf suchten sie mich und schrieben an die Ruine unseres Wohnhauses: „Wo ist Gottfried?“



Gottfried Remtisch war 1945 zwölf Jahre alt.

Ein Feuermeer

Wolfram Hoschke erinnert sich an den 5. März 1945, wenn er ein kleines Blechschild mit seinem Namen in der Hand hält. Er wohnte mit seinen Eltern und seinen vier Geschwistern auf dem Kaßberg in der Ludendorffstraße 25 (heute Barbarossastraße):

Ich erinnere mich, dass immer öfter bedrohlich klopfende Töne aus dem kleinen schwarzen Radio, einem sogenannten „Volksempfänger“, und anschließendes Sirenengeheul Anlass waren, schnell den Luftschutzkeller im Hause aufzusuchen. Dort saßen dann die Bewohner des Hauses in Decken gehüllt mit einem Gepäckstück an der Seite, welches die wichtigsten Papiere und auch Kleidungsstücke für den Notfall, falls der Keller – wenn noch möglich – rasch evakuiert werden muss, enthielt.



Am 5. März 1945 wurden wieder alle Hausbewohner durch heulende Sirenen in den Keller getrieben. Und diesmal war wirklich Chemnitz das Ziel der amerikanischen und englischen Bomberverbände. Die Detonationen der Bomben und Luftminen ließen das Licht flackern, die Wände zittern und den Putz von den Wänden rieseln.

Das Nachbarhaus wurde von Bomben getroffen und in Brand gesetzt. Wir mussten den Keller durch einen schmalen Ausgang verlassen, der zu einer eingelagerten kleinen Werkstatt eines Schuhmachers gehörte. Die Hauseingänge – zur Straße oder zum Hof – waren nicht mehr begehbar. Ich fürchtete mich, durch den vom Widerschein der Glut geröteten Ausgang zu gehen und sah danach in das Feuermeer der brennenden Nachbarhäuser. Ich sah Frauen, die mit Wischtüchern auf dem Kopf gebundene Kochtöpfe als Schutz vor herabfallenden und zum Teil brennenden Gegenständen trugen. Meine Eltern hatten ihre fünf Kinder

um sich geschart und liefen mit ihnen im Strom der Flüchtenden zur Weststraße und auf dieser in Richtung Altendorf. Ich entsinne mich, dass wir zunächst in einem Massenquartier im Erdgeschoss eines Hauses unterkamen und dort, dicht gedrängt auf dem Fußboden liegend, die Nacht verbrachten.

An diese Nacht des 5. März 1945 denke ich, wenn ich das kleine Blechschild ansehe. Es sollte mir, wenn meine Eltern nicht mehr dazu in der Lage wären, durch Helfende den Weg zu meiner Großtante in Tharandt aufzeigen.

Im Rabensteiner Wald

Albrecht Günther ist in Rabenstein geboren. Sein Vater arbeitete in Chemnitz bei der Feuerschutzpolizei.

Etwas um die Zeit kurz vor Kriegsende war mein Vater mit einem Funkwagen der Feuerwehr, der allerdings in feldgrauer Farbe der Wehrmacht lackiert war, zu uns nach Rabenstein gekommen, weil er sich wegen einer Abkommandierung nach Prag von meiner Mutter und mir verabschieden wollte. Auf der Fahrt vom Stadtzentrum nach Rabenstein war Fliegeralarm gegeben worden. Da beim Erreichen unserer Wohnung inzwischen Vollalarm für den Raum Chemnitz ausgelöst worden ist, hat mein Vater spontan entschieden, dass meine Mutter mit mir in den Funkwagen einsteigen sollte und wir in den Rabensteiner Wald flüchten. (...) Mein Vater fuhr in großer Eile in den Rabensteiner Wald auf der Totensteinstraße. Ich saß bei meiner Mutter rücklings auf dem Schoß und konnte daher auf der Beifahrerseite etwas aus dem Fenster schauen, als ich plötzlich bemerkte, dass in Fahrtrichtung Wüstenbrand rechts neben dem Fahrzeug, in dem wir saßen, mehrere gewaltige braune Dreckfontänen aufstiegen. Ich kann mich noch gut erinnern, dass meine Mutter mit ihren Händen mir den Kopf wegrehen wollte, um mich zu schützen. Aber ich war von diesen Bildern, die ich sah, so fasziniert, dass ich da unbedingt hinschauen musste.

Jahre später hatte mir mein Vater anlässlich eines Spazierganges auf der Totensteinstraße diese Bombentrichter gezeigt, die bis heute sichtbar und inzwischen mit Wasser vollgelaufen und teilweise mit Gebüsch zugewachsen sind. Es waren offensichtlich die Bomben eines sogenannten Jabos, der den Funkwagen für ein militärisches Fahrzeug gehalten hat und uns wirklich auf der Totensteinstraße durch seine Bomben nur sehr knapp verfehlt hatte.

Albrecht Günther mit seinen Eltern. Er erlebte einen Bombenangriff als Zweijähriger im Rabensteiner Wald.



... dass der Angriff diesmal Chemnitz galt. Ich kann mich gut an das furchteinflößende Brummen der Fliegermotoren erinnern und an das merkwürdige Geräusch, das beim Abwurf der Bomben entstand. Es klang wie das Poltern beim Ausschütten eines Kartoffelsackes. Man saß eigentlich regungslos im Keller und wartete, wann es einschlagen würde. Wenn ich sage, dass man dabei ein mulmiges Gefühl hatte, ist dies eine Untertreibung. Man hört die Detonationen der Bomben und hofft, dass man verschont bleibt. Plötzlich gab es einen fürchterlichen Knall und eine Luftdruckwelle riss die Waschhaustüre aus der Verankerung, und ich, ich saß immer gegenüber der Waschhaustür, bekam sie an den Kopf. Trotzdem hatten wir an diesem Tag Glück gehabt. Dafür hatte es nur 100 Meter entfernt eine ganze Häuserzeile geradezu ausradiert.

Karlheinz Reimann

Zu meinen Kindheitserinnerungen in Kleinolbersdorf gehört, dass nach dem stundenlangen Getöse von Bombeneinschlägen und Bangen in unserem Keller gegen Morgen die Mutter mit mir an der Hand zur Zschopauer Straße gelaufen ist, um auf unsere Stadt zu schauen. Auch außerhalb der glühendrot erleuchteten Stadt Chemnitz war die Luft frühlingshaft lau und der neu gefallene Schnee überall mit Rußflocken und verkohltem Papier bedeckt. Viele Menschen, oft mit geschwärzten Gesichtern und Brandgeruch an den Kleidern, die in der Stadt alles verloren hatten und froh waren, noch am Leben zu sein, erreichten in der Morgendämmerung Ortschaften in der Umgebung, um für Tage oder Wochen eine Bleibe zu suchen. Auch meine Mutter nahm damals ein ausgebombtes Ehepaar, das uns am Ende der Nacht zum 6. März mit wenigen geretteten Habseligkeiten auf einem Handwagen erreichte, für zwei Wochen bei uns auf. Zwei Tage nach dem Angriff waren in Chemnitz noch immer nicht alle Brände gelöscht.



Am 28.02.2020 traf Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig rund 150 sogenannte „Kriegskinder“, Chemnitzerinnen und Chemnitzer, die den 5. März 1945 und den Zweiten Weltkrieg in unserer Stadt miterlebten.

Hannelore Thieme

Am 5. März ertönte wie schon oft der Fliegeralarm und wir mussten in den Keller. (...)

Die Bombardierung war schlimm und wollte und wollte nicht aufhören. Immer wieder krachte es. Wir hörten es donnern, heulen, zischen und alle Frauen schrien: „Es hat eingeschlagen!“

Wir Kinder hielten uns die Ohren zu. Endlich kam am Morgen die erlösende Entwarnung.

Ich durfte mit an die Haustür. Der Anblick des Umfeldes war schrecklich. Der Himmel war blutrot, überall lagen Scherben, Bretter und Dachziegel.

Etwas später durfte ich mit ein paar Erwachsenen aufs Dach und aus dem Fenster schauen.

Gegenüber kaputte Häuser, nebenan dasselbe und verzweifelte Schreie. In Blickrichtung Stadt war alles schwarz und glühend rot und es roch schlimm nach Verbranntem.

Unsere Wohnung war zum Glück heil geblieben, nur hatten wir keine Fensterscheiben mehr. Als meine Mutter die Scherben und Splitter beseitigt hatte, konnten wir Kinder endlich ein wenig schlafen.

Am nächsten Tag ging meine Mutter mit mir in die Stadt. Die Stadt war ein einziges Trümmerfeld. Wir waren an der ausgebrannten und eingestürzten Jakobikirche und in der Klosterstraße. Die Innenstadt war nahezu komplett kaputt. Diesen Anblick und den Geruch der teilweise noch rauchenden Ruinen werde ich nie vergessen, selbst wenn ich heute nach 75 Jahren an der Jakobikirche stehe und das bunte Marktumfeld sehe. (...)

Auch 75 Jahre später erinnere ich mich an das furchtbare Erlebnis. Möge es nie wieder Krieg und Bombenangriffe geben.

Die ausführlichen Erinnerungen der Zeitzeugen stehen auch unter www.chemnitz.de/zeitzeugen. Weitere Berichte und Hinweise können gern an buergerbuero@stadt-chemnitz.de oder per Post an: Stadt Chemnitz, Büro des Oberbürgermeisters, Postfach 09106 Chemnitz, gesendet werden.



Impressum

Stadt Chemnitz – Der Oberbürgermeister

Ansprechpartner: Büro des Oberbürgermeisters, buergerbuero@stadt-chemnitz.de

Gestaltung: HB-Werbung und Verlag GmbH & Co. KG

Fotos: Christian Scheunert (Titel, 24/1), Kristin Schmidt (2, 3/2), Cornelia Siegel (3/4, 7), Verlag Brück und Sohn (4/2),

Thomas Beckmann (3, 6/1), Uwe Meinhold (5/1), Toni Söll (5/2), Anne Gottschalk (6/2), Wolfgang Schmidt (22),

Stadtarchiv Chemnitz / Max Künzel (Titel, 24/2), Stadtarchiv Chemnitz (3/1, 4/1, 4/3, 13), Kunstsammlungen

Chemnitz – Schloßbergmuseum (Titel, 11)

Druck: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG